

Vertreibung aus meinem Heimatort Sohors/Kaplitz am 24. August 1945.

„Kathi Wonga“, geb. Trottberger aus Sohors.

Sommer 1945:

Der Krieg mit seinen Schrecken war zu Ende gegangen und schön langsam kehrte die Normalität wieder zurück. Zum Aufatmen blieb uns aber wenig Zeit, denn es kursierten alsbald Gerüchte, dass nämlich alle deutschsprachigen „Böhmen“ fortmüssten. Ich war damals 16 Jahre alt.

Von den russischen Soldaten erfuhren wir, dass die Vertreibung der Bewohner unseres Dorfes für den 24.08.1945 bevorstand. Es herrschte Verzweiflung, Schrecken, ein Durcheinander und kein Mensch konnte fassen, was das zu bedeuten habe.

Schnell brachten wir einen Wagen voll guter Sachen zu meiner Schwägerin, der „Einnehmer Marie“ und ihren Eltern nach Buschendorf. Dort war noch keine Rede von Aussiedlung und Vertreibung und wir hofften, alles später wieder abholen zu können.

Der Gedanke, das letzte Mal im vertrauten Elternhaus schlafen zu können, nagte an Leib und Seele. Erst am späten Morgen schlief ich vor Kummer ein. Früh fütterten wir wie gewohnt das Vieh, melkten die Kühe, weinten und schluchzten. Den Tieren gaben wir reichlich gutes Futter und viel Wasser. Auch die Kälber bekamen eine besonders gute Tränke. Wir wussten ja nicht, wann sie wieder gefüttert werden würden. Als wir mit der Stallarbeit fertig waren, sahen wir mit Entsetzen schon die ersten Dorfbewohner, bewacht von tschechischen Partisanen, an unserem Haus vorbeiziehen. Jeder war bepackt mit Rucksäcken und Taschen, manche Männer trugen mehrere Hüte auf dem Kopf, denn was man am Körper trug, durfte einem nicht weggenommen werden.

Unfassbares spielte sich bei unserem Nachbarn, beim „Bäcker“, ab. Hans Fuchs, damals 11 Jahre alt, wohnte dort mit seinen Großeltern, beide schon über 80, und einer alten Tante. Seine Eltern waren im Sohorser Teich ertrunken. Die drei alten Leute weigerten sich, ihr Haus zu verlassen. Auch das gute Zureden von uns und die Bitte an die tschechischen Partisanen, wenigstens ein Fahrzeug für sie zu besorgen, half nichts. Sie blieben dabei. Mit Stricken wurden sie dann aus ihrem Haus gezogen.

Nun waren wir an der Reihe: Unsere Mutter hatte geistesgegenwärtig kurz zuvor noch ein Einweckglas mit Fleisch aus dem Keller geholt und aufgemacht, dazu reichte sie uns Brot und Gurken. „Esst“, sagte sie, „wir wissen ja nicht ob und wann wir wieder etwas bekommen. Wir müssen sicher weit gehen und dazu brauchen wir all unsere Kraft.“ Das sahen wir wohl ein, wir aßen mit Tränen in den Augen und brachten aber nicht viel hinunter. Da kamen auch

schon die Partisanen herein. „Gut“, sagten sie, „esst noch fertig. Was ihr tragen könnt,

1

dürft ihr mitnehmen, alles andere bleibt hier! In einer halben Stunde seid ihr draußen auf dem Schweizerberg, wo es Richtung Schweinitz geht!“

Wir taten wie befohlen. Als alle Familien unseres Dorfes dort angekommen waren, hieß es: „Nehmt euer Gepäck und geht!“ Ich weiß noch genau, wie meine Mutter sagte: „In Gottes Namen gehen wir! So setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Niemand sprach, man hörte nur weinen und schluchzen, so gingen wir bis Schweinitz. Wenn ältere Leute vor Erschöpfung nicht mehr weiterkonnten, wurde von den Partisanen eine Pause erlaubt. In unserem Zielort angekommen, mussten wir uns alle auf dem Marktplatz aufstellen.

Die tschechischen Bauern warteten schon auf ihre neuen Arbeitskräfte. Ich fühlte mich wie auf einem Sklavenmarkt. Wir wurden betastet und die Muskeln befühlt, um herauszufinden, wie viel Kraft man zum Arbeiten hatte. Die Familien wurden auseinandergerissen und unsere Leute den Tschechen zugeteilt. Nach und nach verließen die Heimatleute den Platz, sie mussten ihren neuen Herren ins Ungewisse folgen. Manch ältere Dorfleute habe ich hier das letzte Mal gesehen.

Dank der guten Tschechisch Kenntnisse meiner Mutter konnte sie erreichen, dass unsere Familie im gleichen Ort beisammenbleiben konnte. Wir kamen nach Bukwitz, 2 km von Schweinitz entfernt. Von diesem Dorf konnte man gut unsere geliebte Wallfahrtskirche Maria Trost und von mancher Anhöhe sogar Sonnberg sehen. Diese Blicke entfachten in mir schreckliches Heimweh, es stieg ins Unendliche.

Die tschechische Familie, bei der wir nun zu bleiben hatten, bestand aus dem Bauern, seinen zwei Schwestern und Elvira, einer Magd, die einer deutsch-tschechischen Familie entstammte. Obwohl sie nur wenig „Deutsch“ sprach, war sie mir eine große Hilfe. Ansonsten wurde hauptsächlich tschechisch gesprochen, ich lernte die Sprache relativ rasch. Allerdings sprach ich es nur, wenn es nicht anders ging. Die Hausleute sollten nicht merken, dass ich tschechisch schon gut verstand, so erfuhr ich mehr.

Der Bauer war ein großer Kommunist und Atheist, seine beiden Schwestern aber gute Katholikinnen. So kam es zwischen ihnen immer zu großen Spannungen. Z.B. wurde vor dem Mittagessen gebetet, der Bauer aber saß schon bei Tisch und begann zu essen. Am ersten Sonntag wollte ich mit meinen Eltern und meinen beiden Schwestern zum Gottesdienst nach Schweinitz gehen, der Bauer aber war dagegen. Er nahm eine Sense und zeigte mir, dass ich Futter mähen sollte. Da kamen ganz erbost seine Schwestern, nahmen die Sense an sich und deuteten mir an, ich solle zur Kirche gehen. Nun schritt wieder der Bauer ein und erklärte mir streng, dass ich schleunigst mähen gehen solle. So ging es eine Weile hin und her, bis ich die Initiative ergriff: Ich sagte

deutlich „Nein“, legte ihm die Sense zu Füßen und ging. Dafür musste ich sonntags darauf den Hühnerstall ausmisten und ich sollte ab sofort jeden Sonntag arbeiten. Da machte ich aber nicht mit! Mit Hilfe seiner Schwestern und meiner Unnachgiebigkeit gelang es, dies abzuwenden.

Etwas besonders Schlimmes habe ich noch nicht erwähnt: Als wir nach der Vertreibung am Abend in Bukwitz ankamen, war kein Bett für mich vorhanden. Ich musste vorerst das Bett mit einer der Schwestern des Bauern teilen. Das war für mich entsetzlich, ich habe die ganze Nacht kein Auge zugemacht und mich fest an die Wand gebrückt. Am nächsten Tag wurde für mich ein Bett in der Küche aufgestellt. Mit dem Schlafengehen musste ich immer warten bis alle in den Federn waren. Ich wollte und konnte mich nicht vor den anderen ausziehen. So waren meine Nächte immer kurz, denn um 5.00 Uhr war für mich die Nacht vorbei.

Von der Arbeit damals:

Den Winter über ging es in den Wald, Stöcke ausgraben! Wer diese Arbeit schon einmal gemacht hat, der weiß wie schwer sie ist, noch dazu für ein junges Mädchen! Bei jeder Witterung, also auch bei Kälte, Regen und Schnee musste ich den ganzen Tag im Wald mitarbeiten. Die Haut an meinen Händen riss auf, das Blut spritzte, ich bekam einen dicken Grind.

Im Sommer musste ich mit meinen 16 Jahren beim Dreschen die Getreidesäcke über eine wackelige, enge Stiege tragen. Die Boden Tür ließ sich nicht ganz öffnen, das erschwerte meine Arbeit zusätzlich. Beinahe alles war geschafft, da blieb ich mit einem Sack an der Tür hängen und stürzte samt ihm die Treppe hinunter. Ich verspürte im Rücken einen fürchterlichen Schmerz und konnte kaum noch atmen. Die letzten Säcke brauchte ich daraufhin doch nicht mehr hinauftragen, ich hätte auch nicht mehr gekonnt. Dafür wurden mir vom Bauern sofort andere Arbeiten angeschafft. Dieser Sturz über die Treppe hatte verhängnisvolle Folgen. Als ich viele Jahre danach, schon lange in Deutschland lebend, einmal zum Amtsarzt musste, meinte dieser: „Sie haben wohl in Ihrer Jugend schwer arbeiten müssen. Ihre Wirbelsäule ist ganz krumm. Je älter Sie werden, desto kleiner werden Sie und die Schmerzen werden immer ärger werden.“ (Ich habe ein Dreieck in der Wirbelsäule und statt 170 cm bin ich nur mehr 157 cm groß.)

Vom Heimweh:

Immer wieder kam es hoch, meine Seele und mein Körper litten. Einmal keimte in mir etwas Hoffnung auf, dass sich unsere Lage wieder bessern könnte.

Eines Morgens bemerkte ich, dass der Sedlacek (Bauer), sehr nervös war. Schon kam auch der „Narodivbor“, der Bürgermeister, genauso nervös. Beide gingen ein Stück weg. Ich folgte ihnen, um sie zu belauschen. Ich hörte, wie der Bürgermeisterfolgendes sagte: „Das Wichtigste ist jetzt, dass wir alle Schriftstücke und Akten gut verstecken. Ich darf doch alles zu dir bringen?“. Der

Bauer bejahte. „Hoffentlich geht in Prag alles gut, dann können wir aufatmen“, meinte der Bürgermeister. Für uns Deutsch-Böhmen wurde alles schlechter.

Eine andere Erinnerung:

Ich war in Schweinitz beim Zahnarzt. Als ich wieder zurückging, merkte ich, dass mir eine Gruppe junger tschechischer Radfahrer folgt. Ich hatte Angst, denn das „N“ an meiner Armschleife verriet, wer ich war. „Wenn sie nur ruhig an mir vorbeifahren,“ dachte ich und senkte meinen Kopf, soweit es ging. Es passierte zuerst nichts. Plötzlich blieb einer stehen, stieg ab und kam auf mich zu. Er rief: „Kathi, bist du es, wie kommst du denn da her?“. Es war Josef, der ehemalige tschechische Knecht vom „Blosl“, wo meine Schwester verheiratet war. Wir haben uns dann noch über alles unterhalten. Plötzlich fiel mir ein, dass er Schwierigkeiten bekommen könnte, weil er mit einer „gekennzeichneten Deutschen“ sprach. Ich riet ihm, den anderen nachzufahren, aber Josef meinte: „Dahätte dein Bruder Hans an der Sprachgrenze, die zwischen den Feldern verläuft, damals, als er Streife gehen musste, mehr Angst haben müssen“ Nun wollte ich wissen, was da geschehen war.

Josef erklärte: „Es war so: Meine Eltern versuchten damals, bei einem aufziehenden Gewitter, noch das Heu aufzuladen und es in Sicherheit zu bringen. Hans überlegte nicht lange, nahm sein Gewehr ab und zog Jacke und Koppel aus. Alles legte er auf die Grenze. Dann lief er hinüber und gabelte das Heu auf. Mutter legte die Fuhre und Vater konnte nachrechen. Durch die Hilfe deines Bruders schafften wir, das Heu noch trocken in die Scheune zu bringen. Hans hat sich wegen uns in große Gefahr begeben. Seine Kumpel haben ihn Gott sei Dank nicht verraten.“

Ein dunkles Kapital:

Meine Schwester Marie, Blolin von Sohors, kam zu keiner guten Familie. Die Bäuerin war ziemlich raubeinig und auch beim Essen „sparsam“. Vom kärglichen Essen gab Marie das meiste ihrer dreijährigen Tochter Annemarie ab, damit wenigstens sie nicht hungern musste. Als die Bäuerin merkte, dass das Mädchen schon gut tschechisch konnte, kam ihr ein kurioser Gedanke: Sie wollte, da sie kinderlos war, Annemarie adoptieren. Alle Hebel setzte sie in Bewegung, um ihren Plan in die Realität umzusetzen. Schließlich wurden alle drei, die Bäuerin, meine Schwester und ihr Kind nach Schweinitz auf das Amt geladen. Unsere Mutter erreichte eine Genehmigung, um zum Übersetzen dabei zu sein. Auf dem Amt wurde zuerst die Bäuerin ins Büro gebeten. Das Gespräch dauerte schon sehr lange, da stellte sich Mutter zur Tür. Sie hörte, wie folgendes gesagt wurde: „Wie stellen Sie sich das eigentlich vor, eine Mutter lässt sich eher das Herz aus dem Leib reißen, als ihr Kind wegnehmen“ Mutter fiel ein Stein von Herzen. Marie konnte ihre Annemarie behalten und alle waren wir übergücklich. Doch die Bäuerin sann auf Rache.

Sie hatten einen bösen Schafbock! Wenn jemand im Garten war, durfte man den Bock nicht zu ihm hineinlassen. Er rannte sofort mit seinen mächtigen Hörnern gegen jeden los und stieß ihn um. Weil der Garten stark abschüssig war, rollte der Umgestoßene weiter. Außerdem ließ ihn das aggressive Tier nicht wieder auf die Füße kommen. Am Ende des Hanges war der Löschteich!

Eines Tages schickte die Bäuerin die kleine Annemarie ohne Wissen ihrer Mutter in den Garten zum Spielen. Dann ließ sie den wilden Schafbock aus dem Stall in den Garten. Annemarie sollte wohl im Löschteich ertrinken. Wenn sie schon das Kind nicht bekommen konnte, sollte es auch nicht seine Mutter haben. Neben dem Teich wohnte ein Mann mit seiner Familie, er hatte alles beobachtet. Der Nachbar begann fürchterlich zu schreien und lief zum Garten. Das irritierte den Bock. Schnell packte der Retter das Mädchen und lief mit ihr zurück in sein Haus. Nach einer Weile trug er Annemarie zurück zur Bäuerin. Er schimpfte fürchterlich mit ihr, sagte, ob sie das Kind wohl umbringen wollte, anders könne er sich das nicht erklären. ----

Dem Nachbarn und dem Mann vom Gemeindeamt gilt noch heute unser Dank. Wenn wir sonntags beim Kirchengang in Schweinitz unsere Dorfleute antrafen, hörten wir auch viele schlimme Sachen. Der Teichseppler Rudi musste als 14-jähriger schwerste Arbeit verrichten und die „Bäckerleut“, beide über 80 Jahre, hatten ihr Zimmer über einer Waschküche. Um dorthin zu gelangen, mussten sie über eine Leiter klettern. Ihren Enkel Hansi steckten sie in ein Kinderheim. Schwester Resi hatte es besser getroffen. Die Familie, denen sie zugeteilt war, sprach deutsch und die Kost war gut. Dort traf sie auf eine Frau aus Hofhäuseln, die ihr Kind dabei hatte. Ihr Name ist mir jetzt leider entfallen. Mit ihr musste sie sich ein Zimmer teilen. Beide betrachteten dies sehr positiv.

Nun wieder zurück zu unserem neuen „Zuhause“, zum „Sedlak – Bauern“. Einmal sagte er zu mir: „O Katinka, wir werden kriegen rotes Paradies und werden wir es haben schön!“ Darauf erwiderte ich, absichtlich in seinem Tonfall: „O ja, ihr werdet kriegen Paradies, werdet ihr kriegen Kolchosen, werdet haben nix!“ – Erst dachte ich: „Jetzt frisst er mich, ich ließ mich aber nicht beirren. In halb tschechisch und halb deutsch erklärte ich ihm, wieso und warum es so kommen werde.“ Er war aber nach wie vor davon überzeugt, dass jetzt die Sonne aufging. Nach ein paar Wochen, als wir allein auf dem Feld arbeiteten und niemand in der Nähe war, sagte er: „O Katinka, wirst recht haben, werden wir kriegen Kolchosen.“ „Ja“, sagte ich, „Kolchosen werdet ihr kriegen, das ist so sicher wie Amen im Gebet.“ Da wurde er ganz kleinlaut. – Vom „Janein Pepi, der Hiasl vom Sonnberg war sein Onkel, erfuhr ich nach vielen Jahre n, dass der Seklak Bauer ganz „irr“ wurde, selbst im heißesten Sommer mit Pelz im Bett lag und sich mit „Lenin“ unterhielt.

Es gäbe noch so vieles zu schreiben, was selbst nach dieser langen Zeit wieder viele Wunden aufreißen würde.

Stellvertretend für die vielen „schlimmen Ereignisse“ und Übergriffe seitens der Tschechen, die in dieser Zeit passierten, will ich von einem jungen SS-Soldaten erzählen. Er wurde nach seiner Ergreifung in Bukwitz hingerichtet. Zuvor musste er sein eigenes Grab ausheben und sich dann am Grab hinknien. Immer wieder flehte er unter Tränen: „Lasst mich doch bitte heim, ich habe nicht mehr weit, meine Mutter wartet auf mich, ich habe mich nicht freiwillig zur SS gemeldet!“ Erbarmungslos wurde er mit einem Genickschuss hingerichtet und fiel ins Grab. Ich glaube, dass der junge Soldat die Wahrheit gesagt hat. – In meinen letzten Schuljahren kamen immer wieder SS- und Wehrmachtssoldaten in die Klassen der Schulabgänger, um sie als Freiwillige anzuwerben. Die Meldungen geschahen vielfach unter Druck, der auch von manchen Lehrern und Ortsvorstehern ausgeübt wurde.

Warum wir nach Bayern kamen:

Auf dem Weg zur Arbeit, zu den Feldern, trafen wir oft meine Schwester Resi. Wir sprachen kurz miteinander. Ob zufällig, oder gewollt, es kam oft ein junger Mann daher, der uns auf Tschechisch anschrie, dass wir arbeiten sollten anstatt herumzustehen und sich zu unterhalten! Ich rief zurück, dass nur er eine Arbeit machen solle, die unsere Mähen wir schon! Etwas später sagte er nichts mehr, wenn er vorüberging. Später erfuhr ich, dass es der Sohn des Bürgermeisters war. Meine Mutter wusste noch, dass seine Frau aus Haid (deutsches Dorf unserer Pfarre), in früherer Zeit nach Bukwitz geheiratet hatte und denselben Familiennamen trug. Sie erkundigte sich in Haid und erfuhr, dass sie mit ihrer Vermutung richtiglag. Der Bürgermeister war also ihr Sohn. Mutter nutzte diese Verbindung, um ihn darauf anzusprechen, bald einem Transport nach Deutschland zugeteilt zu werden, um von Bukwitz wegzukommen. – Vor allem unseres Vaters weg. Er war sehr krank, heute würde man sagen, dass er an Herzasthma litt, es gab für ich keine Medikamente und jeder Anfall war lebensgefährlich. Dazu kam noch seine Angst, „im Tschechischen“ sterben zu müssen. Man hatte gehört, dass Deutsche, die hier verstarben, keinen Sarg bekamen, sondern in einen Sack eingenäht und mehr verscharrt als beerdigt wurden.

Ich bat Mutter, beim Bürgermeister Druck zu machen. Wir wussten nämlich auch, dass Tschechen, die deutsche Vorfahren hatten, kein öffentliches Amt bekleiden durften. Am nächsten Tag schon begegnete sie ihm und sprach ich auf seine Vorfahren an. Seine erste Frage war, ob sie darüber schon mit jemanden gesprochen hatte. „Bis jetzt noch nicht, aber das liegt an dir. Wenn du uns hilfst, dass wir so bald wie möglich auf einen Transport nach Deutschland kommen, erfährt von mir niemand etwas.“

Nach acht Tagen wurden wir von den Feldern geholt! Wir sollten sofort unsere Sachen packen und nach Sohors kommen. Das war aber nicht einfach. Wir hatten ja unsere in Buschendorf gelagerten Sachen mit Hilfe der beim „Einnehmer“ stationierten russischen Soldaten nach Bukwitz gebracht. Schuell ließen wir uns Kisten machen, in die wir alle unsere Habseligkeiten packten. Der Bauer bei dem Schwester Resi war, brachte uns mit seinem Fuhrwerk nach Sohors. Die Freude bei der neuen Bevölkerung unseres Heimatdorfes war groß. Sie plünderten all unsere Sachen, für die kleine Tochter meiner Schwester Marie hatten wir fast nichts mehr anzuziehen. Als Marie leise weinte, kam ein tschechischer Soldat auf sie zu. Nachdem sie ihm ihr Leid geschildert hatte, ging er mit ihr dorthin, wo die tschechischen Neubürger von Sohors die konfiszieren Sachen hinterlegt hatte. Sie könne sich nehmen, was sie braucht, erklärte er. Er warf ihr sogar noch Kleider und Anzüge zu. Sie nahm aber nur das, wovon sie wusste, dass es jemanden aus der Familie gehörte. Später bereute sie das, denn es waren noch etliche „Deutsche“ aus Gebieten um Kaplitz da, wie froh wären sie um solche Sachen gewesen. Wir waren ja so erzogen, was einem nicht gehört, das nimmt man nicht.

Tags darauf wurden wir mit unseren Sachen auf verschiedene Wagen verteilt, der Soldat half uns beim Aufladen, was uns sehr wunderte. Er setzte sich auf den Wagen, auf dem meine Schwester Resi und ich saßen. Meine Mutter, Schwester Marie und Annemarie saßen auf dem nächsten Wagen, darauf waren auch unsere Sachen. Nun bewegte sich unser kleiner Wagentreck Kaplitz zu. Als wir Richtung Brünnl zu der Stelle kamen, an der man zum letzten Mal unser Heimatdorf sehen konnte, da mussten wir alle weinen. Der Soldat sagte zu mir: „Weint nicht, dass ihr wegmüsst, denn für uns Tschechen kommt keine gute Zeit, viele von uns würden dann froh sein, wenn sie dann fort wären, wohin ihr jetzt geht.“ So kam es dann auch.

Auf der Weiterfahrt nach Kaplitz waren wir noch so manchen Repressalien ausgesetzt. Unserem begleitenden Soldaten wurde es allmählich zu dumm, er schrie, sie sollen sich schämen, er jedenfalls schämt sich, ein Tscheche zu sein. In Kaplitz angekommen, ging der Soldat sofort auf das Meldeamt, berichtete von unserer Ankunft und erklärte, dass wir schon zweimal durchsucht worden seien und uns nichts mehr weggenommen werden dürfe. Er erzählte uns noch von einer Vertreibung, bei der es stark regnete. Eine wilde Horde durchsuchte die Sachen der Vertriebenen, die Sachen warfen sie in den Dreck und trampelten darauf herum. Wieder sagte er, dass er sich dafür furchtbar schäme. Er verabschiedete sich per Handschlag bei uns und wünschte uns alles Gute für die Zukunft. Als er zu mir kam, erklärte er mir, warum er sich so um uns gekümmert hat: Unsere Mutter habe eine große Ähnlichkeit mit seiner Mutter und er müsse immer daran denken, wie es wäre, wenn es seiner Mutter so erginge.

Ankunft bei der Grenze „Furth im Wald.“

Der Zug mit den in Viehwaggons untergebrachten Vertriebenen hielt an. Zum ersten Mal konnten wir wieder Toiletten benutzen. Vater und Mutter blieben noch im Waggon, während wir dorthin gingen. Auf dem Weg sahen wir viele entlassene deutsche Soldaten, die alle dieselben Fragen hatten: „Woher kommt der Transport?“. „Aus welchen Städten und Dörfern stammen die Vertriebenen?“. Einige zeigten uns Fotos von ihren Angehörigen. Als wir wieder zurückkamen, saß ein Soldat bei unseren Eltern im Waggon. Mutter rief uns schon zu: „Stellt euch vor, dieser Soldat kennt unseren Hans, er lebt und seine Verwundung ist schon ausgeheilt, er hat auch seine Adresse!“ Wir haben alle geweint, doch diesmal waren es Freudentränen. Der Soldat erzählte nochmals wie er zufällig mit unserem Hans im gleichen Zugabteil saß und wie sie ins Gespräch kamen. Weiters sagte er: „Als ich ihm mitteilte, dass ich nach Furth im Wald fahre, weil dort ein Transport ankommen soll, da antwortete Hans“: „Da möchte ich eigentlich auch gerne hin, aber ich habe wegen einer Arbeit einen Vorstellungstermin“. Er bat mich auch, falls der Transport aus Kaplitz käme, nach seinen Eltern zu fragen und gab mir dieses Foto mit.“ Der deutsche Soldat fragte während der Fahrt die Leute nach der Familie Trottberger aus Sohors, ob die vielleicht jemand kenne und ob sie bei dem Transport dabei wären. Endlich bekam er eine positive Antwort. Nun musste er mit seinem Foto 40 Waggons absuchen, um uns ausfindig zu machen. Gut, dass Mutter und Vater im Waggon geblieben waren! Über unseren Bruder Hans fanden wir auch Bruder Franz.

Ich meine, dass dieses Zusammentreffen nicht einfach Zufall, sondern wunderbare Fügung war.

Bruder Hans fand Arbeit und ein neues Zuhause in Gars/Inn, Oberbayern. Bruder Franz fand in Marktoffingen eine neue Heimat und heiratete in einen Bauernhof ein. Meine Eltern und wir drei Schwestern kamen nach Wollbach bei Bad Neustadt in den fränkischen Teil der Rhön. Nach der Heirat zog ich zu meinem Mann nach Bad Neustadt.

Ich habe versucht, etwas von meiner Vertreibung aus der Heimat wiederzugeben. Vieles Erlebte lässt sich nicht ganz so beschreiben, vor allem Angst, Heimweh, Wut, Verzweiflung und Verlassenheit.

Wogner Kathi aus Sohors, geb. Trottberger, verh. Rauschmann.
Aufgeschrieben im Februar 2017.